

19. VIII. 1917

## Ueber die Friedensfrage.

### Ein nüchternes Urteil über die Schwierigkeiten und die Hoffnungen.

Wien, 18. August.

Die ernsteste Schwierigkeit ist Amerika. Präsident Wilson hat befohlen, daß eine Armee in der Stärke von einer Million Soldaten nach Europa geschickt werde, um mit den Truppen der Entente gegen Deutschland zu kämpfen. Die Ausführbarkeit des Planes wird bezweifelt, aber die Milliarden, die Kanonen, die Geschosse, die Nahrungsmittel und die Soldaten der Vereinigten Staaten, der Glaube an diese Hilfe verlängern das Leben der friedensfeindlichen Regierungen. Die Völker sind des Kampfes längst müde, und hätten sie die Freiheit, zu handeln, wozu die Sehnsucht sie drängt, wäre ein gerechter Friede bald geschlossen. Aber die leitenden Minister der Entente sind wie Spieler im Verlust; wenn das Geld verschlungen ist, machen sie Haus und Hof zum Einsatz, immer gepeitscht von der Furcht, durch die Würfel zu Bettlern geworden zu sein, und immer gelockt von der Hoffnung, daß ein glücklicher Wurf noch alles retten könne. Das ist die psychologische Erklärung für die Politik des Premierministers Lloyd-George. Er kann nicht zurück und muß vorwärts, solange die beständig durch die schärfsten Reizmittel, durch Wirkungen auf die empfindlichsten Nerven gestachelten Volksmassen ihm gehorchen. Wer nüchtern urteilt, wird zugeben, daß die Verleitung der amerikanischen Nation zu einer feindseligen Politik und gar erst zum Kriege gegen Deutschland ein kaum zu fassender Erfolg der britischen Diplomatie war. Die meisten Amerikaner haben nur eine verschwommene Vorstellung von dem Volke, zu dem sie in ein besonderes Verhältnis sich niemals hineingebacht haben. Engländer, die den Machttausch abschütteln können und ein wenig unbefangen sind, beginnen zu zweifeln, ob die deutsche Gefahr wirklich so drohend sei, daß ihre wegen Millionen junger Leute sterben und der seit Jahrhunderten aufgespeicherte Wohlstand des Landes verwüstet werden müsse. Der Pflanzler am Mississippi wird jedoch vom Präsidenten Wilson dazu gebracht, den Sohn auf ein Schlachtfeld zu schicken, das viele tausend Meilen entfernt ist; er soll die Kinder und das Vermögen hingeben im Kampfe gegen eine Nation, die er vielleicht in den einzelnen neben ihm lebenden Persönlichkeiten nicht liebt, die ihm jedoch in der Gesamtheit schon fremd sein muß und den Vereinigten Staaten niemals etwas Böses zugefügt hat. Hundert Millionen friedlicher Menschen in einen Krieg hineinzuzerren, der sie unmittelbar nichts angeht, war ein Meisterstück diplomatischer Arbeit.

Das nüchterne Urteil wird feststellen, daß ein solcher Erfolg die Kriegspolitik unterstützen muß. England konnte die fast unerträglich gewordenen Lasten für die Verbündeten auf den Staatsschatz von Washington abwälzen, Geld zu mäßigem Zinsfuße ausleihen und den Kampfwillen der Armee durch den Hinweis auf die Verstärkung im nächsten Frühjahr heben. Die Phantasie vergrößerte noch die Krieskräfte der Vereinigten Staaten, und solche Gedanken, sowie die aus ihnen hervorgehenden Stimmungen sind eine Schwierigkeit der Friedenspolitik. Aber die Frage ist, ob sie nicht auch die Einsicht in die Notwendigkeit der Friedenspolitik verstarke, ob diese Schwierigkeit nicht zugleich eine Hoffnung, nicht zugleich eine der Wahrscheinlichkeiten sei, die vermuten lassen, daß beim Premierminister Lloyd-George das Niedergleiten in naher Zeit beginnen werde. Die englische Diplomatie, der Voraussicht nicht abgestritten werden kann, dürfte mit zwei Möglichkeiten rechnen. Nehmen wir an, daß die Landung eines großen amerikanischen Heeres im nächsten Frühling oder noch im Winter gelänge und daß die militärischen Ergebnisse sich trotzdem nicht ändern würden. Eine neue Schlacht in

Flandern oder sonst im Westen würde enden wie die Großkampfstage, über die jetzt berichtet wird, und die amerikanische Hilfe wäre nach einem Aufwande von Strömen menschlichen Blutes und von unermeßlicher Arbeitskraft verpufft. England und dessen Verbündete hätten in diesem Falle den Gewinn verloren, den der diplomatische Erfolg ihnen verschafft hat. Sie würden politisch schwächer sein, weil ein zweites Amerika nicht zu finden ist und weil der Druck durch die Sorge um den Einfluß der amerikanischen Truppen auf die militärischen Entscheidungen sofort verschwinden müßte, wenn auch Präsident Wilson den französischen Boden und Belgien nicht vom Feinde befreien könnte. Ein diplomatischer Sieg, der nicht rechtzeitig ausgenützt wird, kann sich verflüchtigen oder zur Niederlage werden.

Nehmen wir jedoch an, daß der Verlauf des Krieges von der Armee der Vereinigten Staaten bestimmt werden könnte. Die Wahrscheinlichkeit ist gering, aber lassen wir sie, um den Beweis zu führen, daß die mit Amerika zusammenhängenden Schwierigkeiten der Friedenspolitik auch eine Hoffnung werden könnten, für einen Augenblick gelten. An dem Tage, an dem Präsident Wilson dem Volke mitteilen könnte, daß die amerikanischen Truppen durch ihren Eingriff den Krieg gewonnen und den Frieden erzwungen haben, ist er der Herr über sämtliche Völker, Amerika die gebietende Macht über sämtliche Länder und Washington der Mittelpunkt für die große Politik auf der Erde. Wenn sich das britische Reich von den Vereinigten Staaten retten ließe, würde es von seiner jetzigen Machtstufe herabsinken, in Abhängigkeit kommen und auf seinem Rücken würde Amerika sich hinaufschwingen zur führenden politischen Gewalt. Denn mit der Politik, die England seit Jahrhunderten mißbraucht hat, mit der Schaukel, die es das Gleichgewicht der Kräfte nennt und die nichts anderes ist als die nichtswürdige Kunstfertigkeit, keine Nation über die Redigrenze hinaus sich entwickeln zu lassen, werden die Amerikaner bald vertraut werden. Wenn die englische Politik noch ist, was sie früher war, kühl und gegenständlich, im Gewande der Leidenschaft wird sie beide Möglichkeiten ausschließen und den Gefahren ausweichen, die entstehen müßten, ob Amerika siegt oder unterliegt. Das Bündnis mit den Vereinigten Staaten ist ein politischer Varschlag, den auch die Mittelmächte bei ihren Rechnungen veranschlagen müssen. Die Größe und der Wert sind unbekannt und erst die Erfahrung wird die richtigen Ziffern einsetzen. Aber diese Unsicherheit ist für England ein höherer Vorteil, als die Sicherheit jemals sein kann. Es würde durch ein besiegtes oder ein unbefiegtes Amerika großen Schaden leiden. England hat ein zwingendes Interesse, Frieden zu schließen, ehe es sich abmessen läßt, was die Vereinigten Staaten militärisch bedeuten.

Die Fortschritte des Friedens sind offenkundig. Der Abstand von den Uebertreibungen der Kriegspolitik in den früheren Jahren ist am leichtesten zu übersehen, wenn daran erinnert wird, daß der ehemalige Minister Masterman erklärt hat, Deutschland solle zerschmettert, seine Flotte versenkt oder unter die Mitglieder der Entente verteilt werden und der Friede müsse die wirtschaftliche Vernichtung sichern. Die Zerstörung der Eisenhütten und Stahlwerke wurde verlangt, die Zerstörung des ganzen Reiches, die Wegnahme der Bahnen und der Bergwerke. Diese wahnwitzigen Ausbrüche des Hasses verklungen allmählich. Ein französischer Minister hat gewagt, den Vorschlag zu machen, daß die Bewohner des Elsaß selbst über ihre Zugehörigkeit abstimmen, und ist noch jetzt Mitglied der Regierung. Eine Friedenswelle zieht durch Europa, die Lust ist von Hoffnungen erfüllt, und von unten steigt die Friedenspolitik auf, langsam, aber stetig. Die sozialistischen Gruppen in den Parlamenten der Entente sind in Gärung, die Kirche wendet sich an die Oberhäupter der Staaten und die Unvollständigkeit des Krieges in Frankreich, England und Italien kann zu plötzlichen Änderungen führen. Wieder sind zwei Schlachten im Gange, eine im Westen und eine im Süden. Der Sieg möge dem Frieden beschieden sein.